Nummer 62 — Donnerstag, 13. März 1924

Berliner Familien-Zeitung

Brandstifter

Eine Schelmengeschichte von Viktor Helling

[10. Fortsetzung.] (Nachdruck verboten.)

Auf der Hochzeitsreise hatte der Major auf der Burg in Nürnberg schaudernd ein solches Stachelfolterwerkzeug gesehen. Und weiter war er eben in Gedanken schon bei dem höllischen Feuer des Scheiterhaufens angelangt, als er fühlte, daß sein Bad kalt wurde.

Als Kältestarrender, Schmutzbeladener, vom Weiter Gepeitschter war er in die steigenden Wogen geeilt, als rosige Masse klomm er aus den sinkenden hervor. Mit der Fülle der Laken trocknete er die Glieder und rieb sie mit Schwefeläther ein. Vorsicht kann nie etwas schaden, und die ihn auf seinen Beutezügen begleitende Flasche stand handgerecht auf dem Tisch. Als er in den molligen Mantel schlüpfte, klopfte es. Diesmal meldete sich das Hausmädchen Lisbeth mit den Kleidern.

„Ein Sekündchen, mein Engel!"

Er huschte hinter die spanische Wand, und der Engel schwebte ins Gemach.

Engel verschwinden lautlos. Als sich der Major umsah, lag vor ihm blendende Wäsche, Strümpfe, die Galahose und die Parade-Ulanka des seligen Hausherrn.

„Alles da!"

In wenigen Minuten vollzog sich die Metamorphose des pensionierten Linienmajors zum Regimentskommandeur der weiland Stickenliedter Ulanen. Die einzige Schwierigkeit war, die Ulanka zuzukriegen. Dieser Sprecksellen mußte eine Taille wie eine Wespe gehabt haben. Mehr als ein Knopf ging beim besten Willen nicht zu. Verschämt lächelnd betrat er in den Strümpfen einer Generalin und in der Ulanka eines Oberstleutnants das Zimmer, in dem der Teekessel summte.

„Wie ich schon sagte — jeder Zoll Dankbarkeit! Hätten Sie noch nicht samariterlich aufgenommen, ich hätte morgen geheilt wie 'n Seelöwe. Hatschiiih ... Sehen Sie, da beniese ich's schon!"

„Aber das war doch nur Christenpflicht", sagte die Generalin.

Der Major schlürfte wohlig den Tee und erzählte, wie ihn der Sammeleifer zu weit fortgeführt, wie ihn ein Falter kilometerweit über die sonnenübergleißten Wiesen gelockt hatte. „Als ich verschnaufe und mich in der Welt umschaue, war die Sonte gerade dabei, sich zu verstecken, dafür schoben sich die Wolkenungetüme zusammen, aschgraue, kupferfarbene, schwefelgelbe. Doktor Beuthien kam im Galopp in seinem Wagen vorbei und riet mir zur Eile. Er konnte mich nicht mitnehmen, er mußte nach Gullengönne. Und der Geist mochte wissen, wo ich mich im Gelände befand."

„Was mag denn Doktor Beuthien in Gullengönne wollen?"

Der Major bedauerte, das nicht zu wissen. Er schlürfte leise, und sein Blick irrte über den Tisch. Die beiden Damen fingen den suchenden Blick auf.

„Ach," sagte die Generalin, „Sie vermissen gewiß den Rum, Herr Major —"

„Aber ich bitte . . .!"

„Wir nehmen keinen Rum zum Tee; nicht ein Tropfen ist im Hause."

„Selbstverständlich", nickte der Major. „Das habe ich nicht anders erwartet."

Herta stand auf. „Ich werde Ihnen Rum bringen, Herr Major! Zufällig brachte heute jemand eine Flasche mit." Sie eilte hinaus.

Anton Dudde sah ihr betroffen nach. Es war, als wenn etwas in ihm zerrisse. War das möglich? Undenkbar! Unfaßbar! Die Leute konnten nicht recht haben. Es konnte nicht sein! Leute, die von der heimlichen Vorliebe für Jamaikarum gefaselt hatten, gehörten doch auf den Hölzernen Esel.

Da kam Fräulein Sprecksellen zurück; sie brachte eine Flasche. „Es ist Jamaikarum. Ist der trinkbar?"

Vor den Augen des Majors tanzten rote und blaue Punkte. „Jamaikarum?" wiederholte er. Laut sagte er: „Trinkbar? O, das will ich meinen!"

„Das ihm gereichte Glas zitterte in seiner Hand. Er belleckerte ein wenig die blaue Ulanka. Trotzdem stotterte er: „Deliziös!"

Frau tom Suden lächelte. „Mein Nichtchen hat mich Lügen gestraft. An diesen Rum habe ich nicht gedacht. Das ist Hertas Privat —"

„Aber Tante!"

„Nun, nun, ich plaudere nichts aus, mein Liebling. Und Herr Major ebensowenig. Jeder Mensch hat seine kleinen Geheimnisse. Also wirklich trinkbar? Das ist schön."

Herta füllte das Glas von neuem.

Der Major trank, schloß die Augen, trank wieder. „Das wärmt", log er tapfer; in Wahrheit fröstelte er. Er warf einen Blick nach der alten Uhr hinüber, über der eine Dame im Reifrock und ein Kavalier sich Kußhändchen zuwarfen, und stammelte, er müsse gehen. Der beengende Tressenkragen würgte ihn am Halse. Man antwortete ihm, daß das Mädchen ja noch nicht mit seinen Sachen zurück sei. Die Generalin fragte nach seinem Töchterchen.

„Schicken Sie sie uns einmal", bat Herta. „Ich bin fast immer allein. In der letzten Zeit vernehmlich, die so schwer für mich ist. Es ist gerade so, als wolle man mich schneiden."

„Da werde einer daraus klug, mein gnädigstes Fräulein. Ich bin trostlos."

Die blonde Lisbeth kam und brachte einen Mantel und andere Siebensachen. Zerstreut führte Anton Dudde noch ein letztes Mal das Glas mit dem Jamaikarum an die Lippen. Noch einmal stammelte er etwas von ewigem Dank...

Die Damen blickten ihm nach und lächelten. Herta hielt die Flasche gegen das Licht.

„Unser verirrter Odysseus war halb verdurstet", sagte sie.

„Offenbar! Merktest du übrigens nicht, daß die Uniform noch stark nach Motteneäther roch? Ich mußte immer die Nase rümpfen. Aber alles in allem, ich habe den Mann wirklich gern."

Herta nickte zustimmend. Es tat so gut, einmal auf andere Gedanken gebracht zu werden.

Als Major Dudde sein Heim erreicht hatte, mußte er seine Erlebnisse noch einmal von Anbeginn schildern. Daß es Rum zum Tee gegeben hatte, verschwieg er.

Aber die Hausdame des Majors machte sich eigenhändig, als der Hausherr in seinen Flauschrock geschlüpft war, an die Reinigung des Rockes, und alsbald fesselten sie gewisse Flecke auf den ponceauroten Ueberschlägen. Sie roch daran.

„Das ist Kampfer", sagte der Major. „Bedenken Sie, daß die Garnitur in einer Pelzkiste lag. Oder es ist Schwefeläther. Ich habe da nämlich . . . hm . . ." Er niefte und schneuzte sich.

Die Hausdame sah den Major durch ihre scharfgeschliffenen Kneifergläser übersegen lächelnd an. „Wie ich weiß," sagte sie, „duften derartig weder Kampfer noch Schwefeläther. So riecht einzig und allein — Rum!"

Blitzenden Auges fügte sie die beiden Worte hinzu, die auch der Major heute schon einmal fassungslos bei sich gedacht hatte: „Also doch!"

*

Anton Dudde war Schmetterlingen nachgejagt und dabei in ein Unwetter geraten. Auf Gullengönne aber hatten sich die Ereignisse gejagt, und um ein Haar wäre eine Katastrophe über Karsten Kiep hereingebrochen.

Gewettert hatte es hier auch, als Doktor Beuthien mit durchnäßten Gäulen in den Hof geprescht war. Aber das ging Karsten Kiep nichts an; er hatte Doktor Beuthien noch nie gesehen. Es genügte nicht, daß man verrückt war, um in Rüningshof vorgelassen zu werden; man mußte auch begütert, man mußte reich und verrückt sein. Auf Karsten Kiep traf beides nicht zu.

Das Wetter über seinem Haupte ballte nur erst zusammen, als draußen schon ein Regenbogen am Himmel stand. Im Herrenhause war alles nach Wunsch verlaufen. Doktor Beuthien brauchte seinen ehemaligen Pflegebefohlenen nicht lange zu untersuchen. „Für Sie, lieber Herr Graf, habe ich keinen Platz mehr in Rüningshof. Aber ein Wunder ist es doch, wie Sie durchgekommen sind. Was kein Verstand der Verständigen besser ausrichten konnte, als Sie schwer krank in Großdöse anlangten, das haben unschuldige Kindergemüter in ihrer Einfalt fertiggebracht. Ich bin auf Ihren Diener gespannt, von dem mir Herr von der Liedt so viel erzählt hat; ist er noch hier, dieser Krischan Korts?"

„Gleich sollen Sie ihn sehen. Ein Unikum", sagte Hans Adam Liedt.

„Ich habe Peter schon nach ihm geschickt", setzte Silvester Kyllkerke hinzu. „Der Schneider, der den Dienern die Livreen macht, ist zufällig da. Du sagtest doch gestern, das erste, was wir mit Monsieur Krischan vornehmen müßten, wäre eine neue Einkleidung seines alten Adam."

„Danke dir. Du denkst an alles. Selbstverständlich muß ihm der Schneider gleich Maß nehmen. Im übrigen läuft er uns ja nicht weg. Sie bleiben doch zu Abend hier, verehrter Doktor?"

Doktor Beuthien sagte, ihm ließe die Freude keine Ruhe, er müsse gleich seine Kollegen benachrichtigen. Eine größere Last habe ihm nicht von der Seele genommen werden können. Dann habe er Fräulein von Sprecksellen versprochen, sie sofort zu benachrichtigen.

Hier unterbrach ihn Hans Adam von der Liedt. Das müsse er ihnen, müsse er Graf Marne überlassen; das sei eine Bedingung, die er würdigen werde. Bis zum nächsten Tage dürfe die Auffindung von Graf Korneliuß noch nicht in die Winde posaunt werden; die Kollegen müßten also mindestens bis morgen den Mund halten.

(Fortsetzung folgt)

Der Naturschutzpark der Heide in Gefahr!

Profitinteresse gegen Naturschutzpark / Der rebellisch gewordene Landbund Wanderer, Heimatfreunde seit wachsam!

Von Erich Griebel-Berlin

Wie mir vor kurzem von der Verwaltung des Naturschutzparkes in der Lüneburger Heide mitgeteilt wurde, wird in den ländlichen Kreisen der dortigen Gegend von einigen interessierten Seiten eine heftige Propaganda gegen den Naturschutzpark gemacht. Dieser Kampf geht allerdings schon jahrelang. Es dürfte noch in Erinnerung sein, daß vor etwa drei Jahren ein Sturm der Entrüstung durch die Presse ging, als man von den Kultivierungsabsichten eines Berliner Architekten erfuhr, der auf dem besten Wege war, mitten im Herzen der Heide einen größeren Geländestreifen seiner Eigenart zu berauben. Die Gegner des Naturschutzparks haben jetzt eine Stellung verloren. Nun kommt ein neuer Vorstoß. Man wittert scheinbar Morgenluft. Es gelang, den Kreislandbund für die immer wieder auftauchenden Zerschlagungspläne dienstbar zu machen. In Soltau fand eine Versammlung statt, auf der folgende Entschließung gefaßt wurde, die ob ihres Tones und der daraus hervorgehenden Unkenntnis der Sachlage Befremden erregen muß:

„Die auf Veranlassung des Kreislandbundes Soltau einberufene Versammlung von Bewohnern der Lüneburger Heide gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die vom Verein Naturschutzpark beliebte Propaganda des Naturschutzgedankens nicht nur nicht geeignet ist, die Beziehungen zwischen dem Verein und dem platten Lande freundlich zu gestalten, sondern die Wirkung hat, die seit langem bestehenden Gegensätze noch weiter zu verschärfen. Der Landbund verwirft die Auswüchse der Naturschutzidee. Er erblickt in den demagogischen Reden und Hetzartikeln eine große Gefahr für die Land- und Forstwirtschaft der Lüneburger Heide, wie zahlreiche Waldbrände und Einäscherung von Wirtschaftsgebäuden beweisen (?). Das Brachliegen von großen Gebietsstellen entspricht nicht der Förderung der intensivsten Wirtschaftsform zur Zeit der größten Nahrungsmittelknappheit, der Forderung der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, sowie den Interessen (? Die Red.) der holzverarbeitenden Industrie. Der Landbund lehnt es ab, andere Schongebiete für das jagdbare Wild gelten zu lassen, wie in anderen preußischen Kreisen, da eine Ueberlege sich nicht mit den Interessen der Landwirtschaft deckt. Die gesamte (? Die Red.) Bevölkerung der Lüneburger Heide lehnt die Gewaltpolitik des Naturschutzparks in den Fragen des Naturschutzgedankens ab und erklärt, selbst die Liebe zur Scholle zu besitzen, die der Nachwelt die Erhaltung der heimatlichen Schönheit gewährleistet (? Die Red.). In Anbetracht der Willkür und der Gesetzlosigkeit der vom Regierungspräsidenten in Lüneburg erlassenen Polizeiverordnungen stellen sich die Bewohner der Lüneburger Heide auf den Standpunkt, daß die Polizeiverordnungen überhaupt nicht existieren und werden sie in Zukunft außer acht lassen. Im Namen der Versammlung: Der Vorsitzende, gez. Blaumann, der Geschäftsführer: gez. Schafberg."

Diese Entschließung kennzeichnet den Gegensatz zwischen Naturschutzpark und Grundeigentum besonders kraß. In die persönliche Polemik der beiden Gegner uns einzumischen, lehnen wir ab. Für uns handelt es sich hier lediglich um eine Idee — um die Idee des Naturschutzparkes, der in den breitesten Kreisen des deutschen Volkes Wurzel geschlagen hat. Die breiten Massen des Volkes stehen, ohne Unterschied der Parteien, auf Seite dieser Idee, die die Erhaltung unserer heimatlichen Eigenart und Schönheit zum Ziele hat.

An die amtlichen Stellen erlaube ich mir folgende Fragen zu richten:

1. Ist der Herr Regierungspräsident in Lüneburg gegen die geradezu unglaubliche öffentliche Aufforderung — die bestehenden Polizeiverordnungen als ungesetzlich anzusehen — mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Macht eingeschritten? Hat man gegen die geistigen Urheber Strafanzeige gestellt?

2. Wir richten an den Herrn Kultusminister die höfliche Frage, was er gegen die beabsichtigte Zertrümmerung des Naturschutzparkes zu unternehmen gedenkt?

3. Wir haben eine Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Ist die staatliche Stelle bereit, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um das privatkapitalistische Attentat gegen deutsches Volkseigentum zu verhindern?

An alle Wanderer und Heimatfreunde richten wir hier öffentlich die Mahnung, auf der Hut zu sein. Ein Sturm der Entrüstung muß durch die deutschen Lande gehen, wenn man es wagen sollte, den Naturschutzpark anzutasten. Sollte es eine amtliche Stelle geben, die in dieser Volkssache dem Treiben egoistischer Kreise nachgibt, dann wird es wohl notwendig werden, daß der preußische Landtag ein gewichtiges Wort mitredet.

Musikalische Wanderungen

Wunderkinder, Pianisten und Dirigenten

Von Lothar Band

Sich früh zu üben, um es zur Meisterschaft zu bringen, rät schon das Sprichwort. Aber keins empfiehlt, die Oeffentlichkeit mit solchen Angelegenheiten zu behelligen. Der kleine Italiener, der im Alter von einem halben Dutzend Lebensjahren bereits auf das Konzertpodium gejagt wird, um mit seinem „Klavierspielen" Geld zu verdienen — mit Kunst und künstlerischer Notwendigkeit hat das Ganze überhaupt nichts zu tun —, kann nur als ein abschreckendes Beispiel, und zwar für die in solchen Fällen Verantwortlichen gelten. Es wollen soviel aufstrebende Talente sich ihren Platz sichern, die Not ist groß — da soll man den Konzertsaal nicht für Varietätszwecke verwenden.

Wesentlich anders liegen die Dinge bei dem fünfzehnjährigen Felix Heid. Hier zeigt sich überraschend viel Eigenes. Zunächst einmal Bachs „Italienisches Konzert". Ich bekenne, daß ich mit gewissen Bedenken der Wiedergabe entgegensah. Die klare Gliederung, der sichere Zugriff, das stetige, den Höhepunkten zustrebende Entfalten — das zeigte aber einen eigenen Willen, der die Mauern des Erlernten schon durchbrochen hat. Und dann etwa Chopin. Ohne Sentimentalität, aber doch mitempfunden. Also Merkmale eines Werdenden.

Gerade in der Klavierliteratur gibt es Werke, von denen man mit einer heiligen Scheu spricht, die als geniale Schöpfungen im Unterricht „erläutert" werden, denen man aber in der Praxis nur höchst selten begegnet und auch nicht immer mit eitel Freude.

Ein solches nur von ferne verehrtes Werk sind Bachs „Goldberg-Variationen", so genannt, da sie zum Vortrag durch einen Pianisten dieses Namens bestimmt waren. Dieser Folge von 30 Variationen, denen — nach Art einer Passacaglia — nur eigentlich die Baßstimme gemeinsam ist, kann in ihrer freien, großzügigen Entwicklung nur ein hervorragender Pianist gerecht werden. Rudolf Serkin ist der Künstler, der es wagen darf, dem Technik und musikalischer Intellekt sichere Führer sind. — Anders die Erscheinung Nicolai Orloffs. Ein gewandter Chopin-Spieler. Elegant im Anschlag, vornehm im Stil, mit einer gewissen Grandezza im Vortrag der berühmten Polonäse. Wo Chopin aber tiefer gefaßt sein will, läßt uns der Pianist etwas im Stich. — Mit viel Temperament gibt sich Johannes Strauß seinem Klavierspiel hin, leider nicht ohne störende hörbare Aeußerungen seines erregten Gemütes. Das muß unterbleiben, denn sein Spiel zeugt von starkem Miterleben. Ganz prächtig war das Variationenwerk von Felix Petyrek aufgebaut, dessen gewaltige Schlußfuge zu einer Glanzleistung des Pianisten wurde.

Den Komponisten Herbert Jäger braucht man sich noch nicht zu merken, aber dem Pianisten in ihm folgt man mit Aufmerksamkeit, ohne daß sich uns nun eine überraschende Persönlichkeit offenbarte. Chopins e-moll-Konzert ging eben glatt und mit dem richtigen Vortrag vonstatten. Professor Ernst Wendel, der die Philharmoniker führte, bedeutete mit seiner Wiedergabe einer Brahmsschen Sinfonie den Gewinn des Abends.

Das ist nun einmal ein Dirigent voll innerem Leben und starkem Willen. Wie wenigen jungen Fachgenossen kann man das nachrühmen. W. S. Moench (heißt Doktor gar) dirigiert mit rührender Harmlosigkeit Tschaikowskis „Pathetische". Ausgerechnet! Und Edmund Meisel, strebend bemüht, findet nur langsam das Mittel, seine Ueberzeugung, seinen Willen auf das Orchester zu übertragen.